Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Sein Bett
Autor: Haller, Lilli
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749331

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SEIN BETT

NOVELLE VON LILLI HALLER, BERN

Herr Doktor, wenn Sie noch nie einen Pechvogel gesehen haben, so schauen Sie mich an, den Martin Isenschmid. Schon als Kind fings an, das Missgeschick. In der Schule habe ich mich gemüht wie alle andern, vielleicht sogar mehr, aber ich kam doch nicht vorwärts, hinkte stets hintendrein. Gern gemocht haben sie mich alle, die Buben wie die Mädels — aber was nützt das? Wie ich mit der Schule fertig war, wusste der Vater eigentlich nicht recht, was mit mir beginnen. Ich griff ein Handwerk an, dann ein anderes, und schließlich erklärte ich, ich wolle nach Amerika. Der Vater ließ mich ziehn, Mutter hatte nichts dagegen, und so wanderte ich aus. Drüben aber hieß es schaffen und ich schaffte. Ich war alles durcheinander und miteinander, diente auf einer Farm, dann im Hotel, kam auf ein Petroleumschiff und schließlich in ein Handelshaus, war Kellner, Knecht, Packträger, Geschäftsmann, arbeitete redlich und hart und brachte es in den ersten Jahren zu nichts, das Geld zerrann mir zwischen den Fingern. Als ich mich später in Chile aufhielt, tauchte auch plötzlich ein Vetter von mir auf. Ich hatte ihn früher nur dem Namen nach gekannt, denn meine Familie war der seinen in der Heimat stets zu gering gewesen. Wie das nun so geht, Herr Doktor, im fremden Lande schließt man sich eben doch einander an und ich mochte ihn recht gut, den Arthur, der sich in Amerika noch gar nicht zurechtfinden konnte. Er seinerseits war auch glücklich, mich getroffen zu haben. Ich half ihm durch, fand ihm eine Stellung, und brachte ihm Spanisch bei, das ich selber schon recht leidlich sprach. Tränen habe ich oft gelacht, wenn er die schwierigen Worte nicht aussprechen konnte. Ich bekam ihn immer lieber, den jungen Mann, und wurde ihm eine Art Vater, obwohl ich nicht viel älter war wie er. Damals war ich in Stellung als Kellner, verdiente recht schön, und denken Sie sich, hatte mir das erstemal im Leben ein ordentliches Sümmchen erspart.

Es fuhr mir durch den Sinn, ein eigenes Geschäft zu gründen, ganz klein, bescheiden, und der Arthur sollte dabei mein Gehilfe sein. Er besaß eine schöne Handschrift und verstand sich auf

Buchführung. Und wie ich mein Geld beisammen hatte, gab ich das Kellnersein auf und übernahm eine Metzgerei. Ich lernte das Fleischsalzen und Räuchern, hantierte in Keller und Küche, und der Arthur, der bediente die Kunden und führte die Bücher. Es ging uns recht gut, gleich von Anfang an, die Einnahmen mehrten sich. Ich bildete mir was ein, dachte, nun bringe ich's doch noch zum Millionär — da war eines schönen Morgens der Arthur verschwunden. Die ganze Ladenkasse hatte er mit sich genommen, auch meine neuen Kleider und eine goldene Busennadel, die ich mir zugelegt hatte. Ich spürte ihm nicht nach; in der Gegend, in der wir wohnten, hätte das keinen Zweck gehabt. Aber ich sah mich genötigt, das Geschäft zu schließen und befand mich wieder auf der Straße.

Ein Unglück kommt selten allein. Gerade um diese Zeit packte mich das Fieber und zwar so stark, dass ich Monate lang im Spital lag und am Ende aller Enden einen Herzfehler davontrug. Mit dem Kellnersein wars nun aus, ich vertrug das Rennen und Hasten nicht mehr, zog hinauf nach dem Norden und spülte in einem Hotel in Neuyork Gläser und Teller. Viel brachte mir das nicht ein, kaum zum Leben. Aber wissen Sie was, Herr Doktor, damals war ich doch voll froher Pläne und Aussichten, denn ich dachte ans Heiraten. Ja, ans Heiraten. Sie war ein gesundes, frohes Ding, die Luise, stammte aus Hamburg und hatte versprochen, meine Frau zu werden. Ich schenkte ihr einen Ring und eine goldene Halskette mit einem Herzchen dran, darinnen befand sich mein Bild. Sie freute sich darüber, lachte und behauptete, sie habe mich lieb wie keinen andern. Drei Jahre habe ich auf sie gehofft und gewartet; da heiratete sie eines Tages den Koch und reiste mit ihm davon.

Himmel, Herrgott, wollte mir denn nirgends das Glück erstehen? Was verlangte ich denn? Etwa mehr wie andere? Warum musste auch mir stets alles schief gehn? Wo haperte es denn? Was war an mir nicht in Ordnung, dass ich dem Leben nichts recht machen konnte? —

Ich beschloss, mich an keinen Menschen mehr zu halten und vor allem von den Weibern zu lassen. Aber man hat seine Natur und sein Schicksal, Herr Doktor, und damit basta . . . Doch warum stehen Sie auch immer? Setzen Sie sich doch zu mir

aufs Bett. Ich rutsche nach der Wand hin, kann ja gottlob meine Beine schon ganz gut bewegen. So. Und wenn Sie noch ein bisschen Zeit haben... Also, ich beschloss, für mich ganz allein zu bleiben. Da traf es sich aber nach ein paar Jahren, dass ich auf einer Bank am Quai in Neuyork ein armes Geschöpf fand, eine Landsmännin. Die war von ihrem Schatz nach Amerika geschleppt, dann verlassen worden und trug ein Kind unter dem Herzen. Ein Jammer war's um das blutjunge Ding, und hätt' ich den Schandkerl gehabt, ich glaube, zum Krüppel hätt' ich ihn geschlagen. Man muss sich ja schämen vor den Amerikanern, dass so was unter unsern Leuten vorkommt, und das arme Wurm heulte sich fast die Augen aus vor Jammer. Ich half ihr in all ihrer Not, stand ihr bei, sorgte für sie, und versprach dem Kind ein Vater zu sein, wenn ihr ein Unglück zustoßen sollte. Das Unglück kam auch; sie starb, kaum war das kleine Mädel da. Ich hielt mein Versprechen, brachte das winzige Ding unter bei einer rechtschaffenen, deutschen Familie und kann sagen, dass mir damals das Leben ganz anders vorkam; da hatte alles nun Sinn und Zweck und ich schaffte mit ganz aparten Gedanken. Aber kaum war das Kind vierjährig — es war gerade an seinem Geburtstag — erkrankte es, und nach ein paar Tagen schon trug man es seiner Mutter nach hinaus auf den Friedhof. Nun war ich wieder allein. Ganz sonderbar kam's da eine zeitlang mit mir: ich mochte nichts denken, nichts angreifen, nichts schaffen. Wozu auch? 's ging ja doch schief. Ich stand also herum, tagelang, wochenlang, die Hände in den Hosentaschen, schaute mir die Straßen an, die Häuser, die Wagen, und verstand nicht, warum ich das alles immer anstarrte. Es war, als ob ich mich einfach in Etwas nicht mehr hineinfügen könne, und dies Etwas war das Leben. Ein Trinker bin ich nie gewesen, aber damals tat es mir leid, dass ich es nicht werden konnte, denn der Wein bekam mir nie gut. Ich weiß nicht mehr, wie lange diese Leere in mir dauerte, diese Arbeitsunlust; ich erinnere mich nur noch, dass ich die Hände wieder rührte, als mein letzter Dollar aufgezehrt war.

Ich nahm einen ganz geringen Posten an, irgendwo bei einem Fuhrhalter. Damals auch geschah es, dass ich mich zufällig in einem Spiegel erblickte, und da bemerkte ich, dass ich an den Schläfen ganz grau geworden war. Plötzlich, weiß Gott

wie das vor sich ging, kam das Heimweh über mich, und zwar so stark, dass ich es drüben nicht mehr aushalten konnte. Es packte mich wie eine zehrende Krankheit, die fraß und fraß. Zum Ekel wurde mir auf einmal alles: Das Land, die Leute, die Luft, die Sprache. Heim wollte ich, die Berge sehn, die alte Stadt mit den engen Häusern und den Winkelgassen; Heimatlaute wollte ich hören und die Glocken der Kirchen sollten gleich alle miteinander läuten. Das riss mich nur so der Heimat zu — vielleicht wartete dort ein bisschen Glück auf mich, wer weiß. Aber die Reise kostete Geld und mit dem Herumstehn verdient's sich nicht. Ich stürzte mich jetzt förmlich ins Werken und Schaffen nach dem langen Faulenzen und legte mein Sümmchen zusammen. Aber da traf mich gottverlassnen Teufel ein neues Missgeschick. Ich hatte eines Tages zu lange im Wasser stehn müssen und die Nässe war trotz der hohen Stiefel bis ins Mark gedrungen. Da spürte ich dieselben Schmerzen in den Beinen, Herr Doktor, wie jetzt, die Schmerzen, für die ich da bei Ihnen im Spital liege. Krank sein ist immer bös, aber wenn einer noch dazu am Heimweh fast krepiert, dann wirds erst recht schlimm. Als ich endlich wieder gehen konnte, musste das Sparen zur Reise wieder beginnen. Zweieinhalb Jahre hat's gedauert, bis ich endlich meine Schiffskarte zur Rückkehr lösen konnte. Ich glaube, ich habe während der ganzen Fahrt mit niemandem ein Wort gesprochen. Als der Bahnzug polternd über die Brücke fuhr, ins alte Städtchen hinein, und so nach und nach mir jedes Haus, jeder Brunnen, jede Bank wieder bekannt und vertraut vorkam, da fühlte ich, wie etwas Schweres von mir abfiel; jetzt wusste ich, ich war daheim. Aber der Martin Isenschmid, der über zwanzig Jahre in Amerika gewesen war, hatte nichts, rein gar nicht herübergebracht, als seinen Koffer und seine grauen Haare. Das Leben fing von neuem an. Meine Eltern waren tot, die Schwester fort und verheiratet. Arbeit fand ich lange keine und doch schien mir nichts schwierig, denn die Freude über das Daheimsein saß noch lange in mir und erfüllte mich jeden Morgen von neuem, wenn ich erwachte. Überall, wo ich mich zur Arbeit meldete, hieß es: Was seid ihr? Was könnt ihr? Was habt ihr gelernt? Gelernt hatte ich nun eigentlich nichts, getan manches. Da erfuhr ich, dass bei uns zu Lande beinah für jeden Beruf

eine Prüfung verlangt wird; ein Hufschmied, ein Kaminfeger, alles muss ein Examen bestehen. In Amerika schafft eben jeder drauf los. So meldete ich mich da und dort und lief mir die Füße lahm. Endlich konnte man mich in einer Druckerei als Packer und Ausläufer brauchen, mich den Amerikaner, der sich im Grund noch recht viel auf sein Amerikanertum einbildete. Aber wenigstens hatte ich nun mein kleines Auskommen, konnte langsam die neuen Schulden abzahlen und war ja außerdem daheim . . . Und wie ich da eines Sonntags in meiner möblierten Mansarde saß, kam mir ein Gedanke. Der war da ebenso rasch und ebenso hartnäckig wie das Heimweh und gab mich nicht mehr frei. Mein eigen Hab und Gut musste ich mir erwerben, etwas, das mein Eigentum heißen sollte, mein ausschließlicher Besitz, ein Ruheplatz zum Leben und zum Sterben. Ein Bett wollte ich. Das verstehn Sie nun wohl nicht, Herr Doktor, warum gerade ein Bett? Gewiss besaßen Sie stets Ihr eigenes? Ja, das begreift nur einer, der sein halbes Leben lang nichts gehabt wie ich. Ich war bis jetzt nur auf fremden Betten herumgerutscht, und da wollte es mich bedünken, als ob ich mit meinen grauen Haaren endlich ein eigenes verdient hätte. Dies Bett würde der erste Schritt sein zur späten bescheidenen Wohlhabenheit, zum großen Respekt vor mir, dem Besitzer. Sie lächeln? Ja, aber es ist doch so. Ein schönes Bett sollte es werden, neu, bequem, elegant, breit und bezahlt. Fünffränkler um Fünffränkler legte ich zusammen; ich darbte, geizte ganz lächerlich, und als ich das erste Goldstück zur Bank trug und ein Sparheft verlangte, da konnte ich dummer Kerl nicht schweigen. „Das ist für mein Bett“, sagte ich dem Kassier mit dem Schwarzbärtchen. „So, habt ihr denn bis jetzt keins gehabt?“ entgegnete er verwundert. Natürlich verstand er mich nicht. Nach ein paar Monaten erschien ich mit meinem zweiten Goldstück. „Ist das wieder für's Bett?“ lächelte er. Ich glaube, die ganze Bank hat schließlich um meine Bettgeschichte gewusst, denn hinter allen Fensterchen und Gitterchen tuschelten sie immer, wenn ich kam. Beinah ebenso lange wie für meine Heimreise hab ich für mein Bett gespart. Doch eines Abends konnte ich meiner Wirtin sagen: „So jetzt nehmen Sie den Schragen da hinaus, nun stellen wir was Schönres hinein!“ Sie schlug vor Verwunderung die Hände

überm Kopf zusammen, die dumme Frau, und wurde nicht fertig mit Rühmen, als man mir mein erstes, eigenes Möbelstück ins Zimmer hineintrug. Ich brauchte das nicht, wollte mit mir allein sein und schickte sie hinaus. Aber wie es da so fein aufgerüstet vor mir stand, mein Bett, wurde ich selbst nicht fertig mit Betrachten und Staunen. Es war aus hartem, dunklem Holz, fein blank poliert, so dass man sich wie in einem Spiegel drin sehen konnte. In der Matratze steckte das allerbeste Rosshaar, ich hatte das so befohlen; die Decke war warm, weich und der Flaum in Kissen und Federdecke — na, kurz, Herr Doktor, ich leistete mir was Rechtes und Sie wissen ja selbst, wie so ein feines Ding aussieht. Es war an einem Samstag Abend, als man es mir brachte: ich hatte das so angeordnet, denn ich wollte am Sonntag Morgen gehörig darin ausschlafen. Lachen sie mich nicht aus, aber wissen Sie, was ich tat, als ich endlich unter meiner eignen Decke lag? Ich habe geheult wie ein Schulbub vor lauter Glück und Freud, und es schien mir, als ob ich nun erst ganz daheim sei, und als ob ich mir mit meinem Bett ein Stück Heimatboden erworben hätte. —

Eine Zeitlang ging alles recht ordentlich. Beinah fing ich an zu bereuen, dass ich so viele Jahre nutzlos in Amerika verbracht, wo doch die heimatliche Erde die einzige war, auf der etwas Ersprießliches gedieh. Ich fühlte mich wieder jung werden und spann manchmal recht abenteuerliche Pläne; dem Bett sollte so nach und nach ein eigener kleiner Haushalt folgen und noch manch anderes. Da fings mit den Beinen wieder an. Schmerzen, Schmerzen, das Gehn wurde immer schwerer. Was aber ist ein Ausläufer ohne Beine? Im Geschäft war man gut zu mir, man wartete, schließlich aber hieß man mich doch gehn. Ins Spital wollte ich zuerst nicht, Herr Doktor. Wozu? Wenn man's zu Hause schön hat. Außerdem versprach meine Wirtin zu sorgen. S' war ihr nie Ernst damit, ein Weibsbild wie ein anderes, um kein Haar besser. Kaum wurde ich mit der Miete rückständig, drohte sie mit der Polizei und sprach vom Pfänden und meinem Bett. Aber da blieb ich erst recht drin liegen. Man kann doch einem Kranken nicht das Bett unterm Leib wegtragen, dachte ich mir, und indessen würde sich vielleicht Hilfe finden. Ja, ich habe vergessen, zu sagen, dass ich noch vor meiner Krankheit einmal

den Arthur traf. Der ist längst aus Amerika zurück und befindet sich dank seiner Verwandten in guter, angesehener Stellung. „Arthur," sagte ich bloß und trat auf ihn zu. Einen Augenblick blieb er stehn, wurde feuerrot über's ganze Gesicht und ging schnell hinüber auf's andere Trottoir. Gewiss dachte er an damals in Chile und glaubte ich zürne. Das ist ja längst vorbei und vergessen. Ich hätt's ihm gern gesagt, aber er ließ mir keine Zeit dazu. Jedoch schreiben wollte ich es ihm nachher recht eindringlich, damit er's glaube. Und wollte ihn bitten, er möchte mir aushelfen, jetzt, wo ich in Not bin. 's ist mir ja um mein Bett zu tun. Glauben Sie, der Arthur würde helfen, Herr Doktor?— Sie werden gerufen? Warten Sie noch einen Augenblick. Sehn Sie, ich bin meiner Wirtin wirklich ziemlich viel schuldig, auch im Kosthaus für's Essen. Weil's nicht mehr anders ging, entschloss ich mich endlich für's Spital. Kann man mir aber mein Bett pfänden, ohne dass ich darum weiß? Hat man ein Recht dazu? Sehn Sie, ich bin so lange fort gewesen von zu Hause, ich weiß nicht mehr, was man gesetzlich darf und nicht darf. Hab mich auch nicht erkundigt, dummer Weise; praktisch war ich ja nie und lasse mich leicht einschüchtern. Ich weiß nur, dass mir meine Wirtin gedroht hat und die ist zu allem fähig. Außer mir hat's bis jetzt keiner mehr wie zwei Monate bei ihr ausgehalten, ich glaube eben, ich bin stets zu gutmütig. Ja, aber um Gottes Willen, der wievielte ist heute? Der zwanzigste sagen Sie? Bis zum zwanzigsten versprach sie zu warten. So geht's, wenn man im Spital liegt und die Rechnung über die Tage verliert. Ruft man schon wieder, Herr Doktor? Ach, laufen Sie mir doch jetzt nicht davon. Sehn Sie, ich will Ihnen nun gestehn: ich hab' an den Arthur bereits geschrieben und meine Not geklagt. Jeden Augenblick kann die Post eintreffen. Glauben Sie wirklich, er werde mich im Stich lassen? Das ist doch nicht möglich. Ich wüsste mir ja nicht zu helfen. Mein Bett könne man mir nicht nehmen, sagen Sie. Wissen Sie's auch ganz genau? Aber ich sollte wirklich nach Hause und dabei sein. Lassen Sie mich aufstehn, ich halt's ja nicht mehr aus. — Mit den Beinen würde es sicher gehn — auch mit dem Herzen — ich hab doch jetzt so lange gesprochen — beinah mühlos. — Ich soll mich nicht aufregen, meinen Sie — aber Sie müssen doch verstehn —

ich will nach Hause — meine Wirtin soll Ordnung lernen — man nimmt doch einem armen Teufel nicht sein einzig Hab und Gut fort — so mir nichts, dir nichts. — Schließlich bin ich ja in der Heimat — bei meinen Leuten — ich muss nach Hause. — Lassen Sie mich aufstehn! — Herr Doktor! Herr Doktor!

□□□

ZUR FESTSTELLUNG

Herr Karl Bleibtreu versendet als Vorstand des Schutzverbandes schweizerischer Schriftsteller ein Zirkular, wie es scheint im Interesse seines Standes, tatsächlich in eigener Sache. Herr Bleibtreu verschweigt, dass es sich um ein Manuskript von ihm selbst handelt, was vorerst festgestellt sei. Es handelt sich um einen Essay über englische Lyrik, ein Thema von so allgemeiner Fassung, dass mir ein Zurückstellen bis zu einem geeigneten Zeitpunkt nicht unstatthaft schien, um so weniger, als ich Herrn Bleibtreu darauf aufmerksam machte, dass ein Abdruck in nächster Zeit nicht in Aussicht stehen könne. Da der Aufsatz, wie Herr Bleibtreu selbst zugibt, nicht in einer Nummer erscheinen konnte, so legte ich ihn für den folgenden Jahrgang zurück, um nicht genötigt zu sein, ihn von einem Jahrgang in den andern zu ziehen. Ich tat das in guten Treuen, da ich keine Ahnung vom Eingehen der *Alpen* hatte. Wenn Herr Bleibtreu die Art der Fusion in seinem Zirkular kritisiert, so veröffentlicht er in indiskreter Weise Dinge, die nur mich persönlich angehen, und auf das Gebiet des Persönlichen will ich ihm in seinem eigenen Interesse nicht folgen. Feststellen muss ich, dass mir mitgeteilt wurde, dass *Wissen und Leben* in keiner Weise sich zur Herübernahme der Manuskripte und Mitarbeiter der *Alpen* verpflichte, eine Tatsache, mit der ich mich um so eher abfinden konnte, da ich die *Alpen* als tatsächlich eingegangen betrachten musste. Ich habe mich daraufhin bemüht, die noch vorhandenen Manuskripte bei *Wissen und Leben* unterzubringen — von „verzweifeltsten Bemühungen" konnte unter diesen Umständen wohl nicht die Rede sein — und sandte dann die abgelehnten Beiträge zurück. Hätte nun Herr Bleibtreu sofort mir Nachricht gegeben, dass er mit diesem Modus sich nicht einverstanden erklären könne, so hätte ich die Angelegenheit umgehend, wenn notwendig persönlich geordnet. Ich habe aber seit der Rücksendung kein Wort mehr von ihm gehört. Es scheint auch Herrn Bleibtreu weniger an der Regelung dieses Falles gelegen zu haben als an der Ausschlachtungsmöglichkeit eines Falles, der merkwürdigerweise erst akut wurde mit der Tatsache, dass der Schweizerische Schriftstellerverein *Wissen und Leben* als sein offizielles Organ erklärte.

Für mich ist es jedenfalls eine Erfahrung mehr zu denen, die ich im Verlauf meiner Redaktionstätigkeit schon sammeln konnte, dass es Schriftsteller gibt, die ihre Standesehre im Schaffen und solche, die sie im Honorarfordern sehen.

BÜMPLIZ Dr. HANS BLOESCH

□□□